

Winfried Münch

# Tiefenhermeneutische Beratung und Supervision

Konzeptualisierung und Praxisreflexion



---

Brandes & Apsel

*Winfried Münch*  
*Tiefenhermeneutische Beratung*  
*und Supervision*



Münch entwickelt ein für Beratung und Supervision differenziertes Verstehenskonzept. Das Konzept ist geeignet, um in einem dialogischen Verfahren, das von Ebenbürtigkeit getragen wird, miteinander zu einem besseren Verstehen der in Szene gesetzten Probleme zu gelangen. Münch bezieht sich einerseits auf die philosophische Hermeneutik, besonders von Heidegger und Gadamer, andererseits auf die tiefenpsychologische Hermeneutik von Lorenzer, Argelander, Habermas und Ricœur sowie auf existentialphilosophische Überlegungen des französischen Philosophen Jacques Derrida und Ludwig Wittensteins Sprachspielbegriff. Das daraus entwickelte Verfahren der Verstehensuche erweist sich als geeignet, die subjektiven Schranken des eigenen Sehens und Verstehens zu überwinden und damit die Enge des Bewusstseins zu erweitern, um intersubjektive Zusammenhänge hinsichtlich ihrer wahrhaften Sinnbedeutung verstehen zu können.

*Der Autor:*

*Winfried Münch*, Dr. phil., em. Professor für Psychoanalyse, Gruppendynamik und psychosoziale Beratung. Befasst sich seit Jahren mit Fragen der Beratung und Supervision. Neben der eigenen Beratungspraxis als Ausbildungs- und Lehrsupervisor für Universitäten und Institute tätig. Herausgeber der Zeitschrift Supervision. Bei Brandes & Apsel ist *Märchenbilder und ihre Geheimnisse* (2001) erschienen.

Winfried Münch

# Tiefenhermeneutische Beratung und Supervision

Konzeptualisierung und Praxisreflexion

Brandes & Apsel

Auf Wunsch informieren wir Sie regelmäßig über Neuerscheinungen in dem Bereich Psychoanalyse/Psychotherapie – Globalisierung/Politisches Sachbuch/Afrika – Interkulturelles Sachbuch – Sachbücher/Wissenschaft – Literatur.

Bitte senden Sie uns dafür eine E-Mail an [info@brandes-apsel.de](mailto:info@brandes-apsel.de) mit Ihrem entsprechenden Interessenschwerpunkt.

Gerne können Sie uns auch Ihre Postadresse übermitteln, wenn Sie die Zusendung des Gesamtverzeichnisses wünschen.

Außerdem finden Sie unser Gesamtverzeichnis mit aktuellen Informationen im Internet unter: [www.brandes-apsel-verlag.de](http://www.brandes-apsel-verlag.de) und unsere E-Books und E-Journals unter: [www.brandes-apsel.de](http://www.brandes-apsel.de)

1. Auflage 2013 (E-book)

1. Auflage 2011 (gedrucktes Buch)

© Brandes & Apsel Verlag GmbH, Frankfurt a. M.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, Mikroverfilmung, Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen oder optischen Systemen, der öffentlichen Wiedergabe durch Hörfunk-, Fernsehsendungen und Multimedia sowie der Bereithaltung in einer Online-Datenbank oder im Internet zur Nutzung durch Dritte.

Umschlag: Franziska Gumprecht, Brandes & Apsel Verlag, Frankfurt a. M.

DTP: Felicitas Müller, Brandes & Apsel Verlag, Frankfurt a. M.

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über [www.dnb.de](http://www.dnb.de) abrufbar.

ISBN 978-3-86099-996-7 (E-Book)

ISBN 978-3-86099-718-5 (gedrucktes Buch)

# Inhalt

Zur Einführung:	
Von der Schrift und der Sprache	7
Die Frage nach der Seinsart des Menschen	29
Das Geheimnis des Lebens	29
Vom Ereignis und vom Ertragen	32
Vom Sprechen des Körpers	39
Habituelle Spiele und Handlungsräume	62
Über Seinsarten des Charakters	80
Die unendliche Frage nach dem Schicksal	117
Die Schwäche des Ichs und serielle Wiederholungen	138
Vorstellung, Erwartung und Wirklichkeit	167
Beratung und Gesellschaft	187
Die Gestimmtheit der Zeitverhältnisse und die Subjektivität	187
Beratung als zeitgemäße Profession	219
Exkurs über die Sorge und die Ratbedürftigkeit	220
Der Weg der Beratung zur zeitgemäßen Profession	225
Beratung als Profession in der Gegenwart	235
Beratung	261
Ein tiefenhermeneutisches Konzept	261
Beratung als Sprachspiel der Verstehensuche	265
Elemente des Sprachspiels: fragen und auslegen	276
Verstehen als kongeniales Dialoggeschehen	281
Die Grenzen des Selbstbewusstseins	293
Die Grenzen des Verstehens	297
Hindernisse beim Verstehen	302
Diskursethische Überlegungen zum Beratungsverfahren	308

Denken und Sprache	
als Medium tiefenhermeneutischer Erkenntnis	313
Sprechen, »lichten« und verstehen	313
Denken und Verstehen	323
Intuitive Erkenntnismittel und Verstehen	333
Evidenzerlebnisse	334
Szenisches Verstehen	342
Übertragung und Gegenübertragung	357
Zum Abschluss: Seinsgelassenheit	377
Literatur	385

## Zur Einführung: Von der Schrift und der Sprache

Im Zustand zögernder Unentschlossenheit, ob die im Geistigen angesammelten Gedanken und Ideen, deren Inhalte langsam stofflich strukturiert die Form eines ungeschriebenen, doch imaginär bereits vorhandenen Textes angenommen haben, entweder dort verbleiben oder zur Schrift gebracht werden sollen, kommt man nicht drum herum, sich für das eine oder andere zu entscheiden. Gut, man hat gerade nichts anderes zu tun und fängt mit dem Schreiben einfach an. Andererseits gibt es gute Gründe der Selbstsorge, das Anfangen gleich hier zu unterlassen, wie es die folgende Geschichte anzuempfehlen scheint. Sie stammt von Robert Musil, und er hat sie, möchte man vermuten, mit großem Vergnügen in seinem Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* untergebracht. In ihr rückt eine bizarr amüsante und schlitzohrig erscheinende Figur des Österreichischen k. u. k. Militärs in vorstellbare Wirklichkeitsnähe. Gemeint ist der General Stumm von Bordwehr. Er verfügt, das versteht sich, über einen militärisch geschulten Verstand. Und wie es nun die Umstände des Romans wollen, überkommt den General eines schönen Tages des Geistes Wissensdurst. Er beschließt, seinen bislang vernachlässigten Zivilverstand gleichsam einmal tüchtig aufzupolieren, und nimmt sich vor, in die geistige Welt des Zivilenforsch einzudringen, um die großen Menschheitsgedanken kennenzulernen. Gewusst wo, lässt er sich zur Wiener Hofbibliothek kutschieren. Dort angekommen, eingedrungen und zu den Büchern vorgerückt, stößt er auf unzählige Bücherreihen, gleichsam schweigend versammelt in Reih' und Glied stehend, eben wie bei einer Garnisonsparade. Da steht er nun ratlos staunend vor den vielen Büchern. Und als ihm ein Bibliothekar erklärt, dass diese Anstalt etwa dreieinhalb Millionen Bände Geschriebenes in Regalen aneinandergereiht berge und jeder Band an seinem Platz auf Leser warte,



kommt ihm die zivile geistige Welt wie ein einziger Schwindel vor. Papier und Bleistift zur Hand genommen, rechnet er rasch aus, dass er sage und schreibe ungefähr zehntausend Lebensjahre zum Studieren dieser Bücher benötigen würde, um sein Vorhaben zur Ausführung zu bringen. Nach diesem ernüchternden Resultat der Berechnung und irgendwie vonseiten der zahllosen Bücher gekränkt, gibt er missmutig sein Vorhaben auf. Er tritt den geordneten Rückzug an und zieht es vor, hinfort bei seinem Militärverband zu bleiben (vgl. Musil 1974, S. 459ff).

Dieser gewitzte, verschmitzte General Stumm, der sich, das war seine einzige militärische Großtat, einen ruhigen, behaglichen Posten im Kriegministerium erobert hatte – hier natürlich als Textperson in die Gegenwart der Leserin und des Lesers gerückt –, betrat die Wiener Hofbibliothek mit dem heftigen Verlangen, sich selbst die bedeutsamsten und in den Büchern ruhenden zivilen Gedanken menschlichen Verstandes zum geistigen Eigentum zu machen. Er ist dort nicht an der Qualität gescheitert, sondern an der Quantität. Ratlos stand er vor einer Unzahl von Büchern, genau genommen: vor der Akkumulation des Wissens. Er fand nicht zur Qualität. Indirekt aber werden wir durch die Erfahrung des Generals darauf aufmerksam gemacht, dass die Schrift längst einen inflationären Charakter angenommen hat.

Was uns fehlt, das sind keine Bücher, sondern ist der Aufschub des täglichen Allerleis, um Zeit zum Lesen und Denken zu gewinnen. Bücher gibt es genug. Allenfalls fehlen Leser, so dass viele Bücher gleich wie Grabsteine auf ihren verstaubten Regalen ruhen. Einmal vorgestellt, dieser General Stumm hätte etwa einhundert Jahre später zu Wien gelebt, dann wäre er womöglich doch noch erfolgreich zu den großen Menschheitsgedanken vorgedrungen. Er hätte sich den Vormarsch auf jene Bücheranstalt, die heute Nationalbibliothek heißt, gleich ersparen können, sofern er einen Computer besessen und sich online mit einem paar Mausklicks das gewünschte Wissen ins Haus geholt hätte.

Wozu also noch ein weiteres Buch zu den bereits vorhandenen auf die Bücherbretter schieben, wenn man sich schlankweg elektronisch in

den rechnenden Raum einwählen kann, um die gewünschten Informationen per Bildschirm zu erhalten? Das ist richtig und zugleich falsch. Möglicherweise stünde der General bei seinem Versuch, jenes Wissen im Internet aufzuspüren, wiederum vor einem ähnlichen Problem. Er stieße auf isolierte Informationen, würde immer neue Stichworte auf die Tastatur seines Rechners hämmern – und schließlich käme er zu einem Punkt, wo die vermehrenden Informationen für ihn nicht mehr anwachsen, sondern fluktuieren und ihn verwirren würden.

Denken vollzieht sich zunächst im Sprechen der Sprache, vor allem beim inneren Voraussprechen, jedoch nicht zuerst beim Schreiben. Das lebendige, beseelte Sprechen der Augen und des Mundes, eben in der Einheit von Blick und Rede, wendet sich dem leibhaftigen Gesicht und Gehör eines Anderen zu, um unmittelbar wahrgenommen und gehört zu werden. In dieser unmittelbaren Rede, bei der sich die Subjektivität, das Sprechen der geistigen Seele und des lebendigen Körpers, verlautend Ausdruck verleiht und zur Anrede wird, liegt die Fülle der Kommunikation und des Dialogs. Die Schrift hingegen, ursprünglich untergeordneten Schreibern überlassen, umgeht den Ort des Sprechens und erscheint als Zeichen auf ihrem eigenen Grund. Der Schreibende bringt sich also selbst in die Abwesenheit und taucht im Textraum seiner Schrift indirekt als Autor oder Referent wieder auf. Durch diese Differenz trennt die Schrift das unmittelbare Denken von der Sprache, sucht nach kunstvollen Formulierungen, in denen das Gedachte seinen überzeugenden Ausdruck finden soll. Zurückbleibe, stellte Platon fest, eine aus dieser Kunstanweisung entstandene Form der Schrift, die in »würdevollem Schweigen verharret«, und wenn sie gefragt werde, zeige sie immer nur ein und dasselbe an (Platon 1998, Nr. 275, S. 75).

Die Schrift, verstanden als kunstvolles Produkt des menschlichen Geistes, erscheint als eine regelgebundene, logische Textspur auf dem Papier. Sie bekleidet sich mit einem Stil, schmückt sich mit Sprachbildern und glänzt durch ihre Redefiguren. Sowohl die Struktur der Zeichen als auch die semantischen Schriftzeichen, die als Bedeutungsträger

im Zusammenhang eines Satzes oder Textes einen Sinn ergeben, fordern zur Interpretation heraus. Denn die Schrift entziffert sich nicht selbst, sondern bedarf der Leserinnen und Leser, die ihre Symbole übersetzen und verstehen wollen. Eine hervorgehobene Rolle beim entziffernden Textverständnis spielt in der europäischen Denktradition die Hermeneutik, die als theologische Auslegung biblischer Texte ihren Ursprung fand. In diesem Fall spricht man von der hermeneutischen Praxis »der Bibelinterpreten, die wissen wollen, wie die symbolische Sprache der Heiligen Schrift zu uns spricht« (Eco 2005, S. 28). Die autorisierten Exegeten dieser Texte, quasi ausgestattet mit einer von Gott geborgten Feder, stehen jedoch vor der schwierigen Aufgabe, den göttlichen Sender, den Referenten und die Inhalte dieser Heilsbotschaft mit moralischer Pflicht jenseits des Fehlverständnisses allgemeingültig auszulegen. Martin Luther rückte die *Heilige Schrift* auf den obersten Rang alles Bezeichneten, als welches sich die göttliche Botschaft kundtut. Allein die Schrift – »sola scriptura« – sei die Offenbarungsquelle des christlichen Glaubens. Für ihn galt die Worttreue als Grundlage der Auslegungen und Interpretationen dieser Texte, die so zur Allgemeingültigkeit erhoben werden konnten. In ihm sieht man den Urheber der protestantischen Hermeneutik.

Die Hermeneutik ist also die Kunst der Textdeutung und der Textinterpretation, um einen Textsinn verstehen zu können. Inzwischen hat sie sich, genau genommen seit den Anfängen der Moderne, wie das etwa bei Wilhelm Dilthey in dessen Schrift *Die Entstehung der Hermeneutik* nachzulesen ist, von den strengen Regeln der theologischen Auslegung befreit, wemngleich natürlich die Bibelexegese weiterhin betrieben wird. Dilthey sieht in der Hermeneutik eine Möglichkeit, die Singularität des fremden Daseins, nämlich den Anderen in seinen Verlautbarungen und Handlungen von außen richtig zu verstehen (ebd., S. 318). Dieses kunstgemäße Verstehen von Lebensäußerungen, sei es nun in der Literatur, der Malerei oder der Sprache, zielt also darauf ab, den Autor seiner Werke und Handlungen (Lebensäußerungen) »besser zu verstehen, als

er sich selber verstanden hat« (ebd., S. 331). Damit eröffnet sich auch ein Zugang zu einer psychologischen Hermeneutik und einem solchen Verstehen (vgl. Dilthey 1990, Bd. V, S. 317ff).

Wie sich nun zeigt, darf die Schrift in der Differenz zur Sprache keineswegs als reine Transparenz des Ausdrucks angesehen werden, jedoch als notwendige Bedingung, um das bereits Daseiende mit ihren Zeichen-  
ausdrücken zu enthüllen und auf dem Papier lebendig werden zu lassen (Derrida 1976, S. 24). Sie ermöglicht die Akkumulation der Erkenntnisse und bringt diese in die unbewegliche Präsenz der Schriftzeichen. Dieses akkumulierte Wissen liegt uns vor, wartet in den Büchern, Bibliotheken oder Datenbanken. Wir können darauf zugreifen oder es unterlassen. Der Mensch verfügt darüber, sofern er lesen und verstehen kann. Das Wissen selbst wiederum unterliegt der Macht des Aufschiebens. Man kann es unendlich lange in den Regalen ruhen lassen.

Wen wundert es da noch, wenn bereits der Anfang des Schreibens nur zögerlich in Gang kommt? Im Gegensatz zur menschlichen Rede in ihrer Einheit von Stimme, Wort, Geste und Körperausdruck stößt die lineare Buchstabenschrift ständig an ihre Grenzen, besonders da, wo ihr die eindeutigen Begriffe fehlen oder wo sie sich gegen Auslegungen selbst nicht wehren kann. Wer will schon, fragt Platon, »in schwarze Wasser schreiben mit Worten, die nicht fähig sind, sich selbst redend zu helfen« (Platon 1998, Nr. 276, S. 76) – oder zu deren Vermehrung eine Menge Papier bedrucken lassen? Selbst wenn der mögliche Leser, falls hier überhaupt angekommen, nun erwartet, der Autor solle nun endlich zur Sache kommen, bleiben bei demselben doch erhebliche Zweifel darüber, ob er zum angekündigten Thema überhaupt etwas Neugedachtes zur Schrift bringen kann. Richtig, er hat Schreibhemmungen, eine innere Fesselung, die zur Frage zwingt, ob er den anstrengenden Spaziergang in die Welt der Wörter überhaupt antreten möchte.

Umgekehrt gedacht: Rechnet man nicht im Voraus auf einen bestimmten Erfolg, lässt sich von den inneren Bedenken nicht irremachen und geht schreibend ans Werk, gibt man sich entweder in eine

Denkzeit oder wird von einem irgendwie gearteten Mitteilungsinteresse nicht mehr losgelassen. Was nun jene Denkzeit angeht, ist damit das einkehrende Denken gemeint, welches sich der Langsamkeit und der Besinnung bedient. Dieses Denken bewegt sich außerhalb jener Denkhandlungen des Gängigen und Üblichen seitens derer, die das jeweils Interessante und Zweckmäßige, das sich gaukelnd mit dem Anschein des Modernen umgibt, als fortschrittlich hervorkehren und dafür genügend Gründe finden, das Wirkliche so zu sehen, wie es die Hauptströme der Zeitinteressen verlangen. Freilich, jenseits dieses Zeitwillens fragt Denken hier nach der Seinsart des menschlichen Lebens, sucht nach den Anfängen und der Bewegung der Spur, die der Mensch in seiner lebendigen Gegenwart hinterlässt, sowie nach dem Wesen und dem Gebrauch der Sprache, die der Mensch je spricht.

Was nun noch das Mitteilungsinteresse angeht, hielt die Postmoderne den Begriff »Selbstbezüglichkeit« parat. Dieses Wort versteht sich insofern, als wir, Kinder der Zeit, es genießen, wenn sich alles um unser Selbst dreht. Viele heißen heutzutage derartige Drehungen auch »Selbstverwirklichung« und verbinden dieselbe mit einem »Trip«, nämlich das Selbst beim »Schlaf der Vernunft« (Hegel) sonst wohin zu bringen. Nein, ein Buch über diese Art der Verwirklichung eigener Wichtigkeit soll hier nicht geschrieben werden. Zu deren Inflation, in der sich Torheiten räsonierend aus dem Stegreif entfalten, möchte unsereiner wirklich nichts beitragen.

So doch in das Schreiben der Sprache geraten, sind wir unversehens bei den vom gegenwärtigen Zeitwillen in Mode gebrachten Begrifflichkeiten angekommen. Damit sich nicht gleich hier auf der Schwelle zum Weiteren der aufreihende logische Faden in die Moden der Zeit verwickelt, soll noch einmal gefragt werden, was denn den Reiz des Schreibens ausmache. Wiederum ist es Musil, dem wir die Feststellung entziehen, die meisten Menschen seien im Grundverhältnis zu sich selber Erzähler. Aus dieser Sicht könnten die noch vorhandenen Bedenken getrost beiseite geschoben werden. Man vertraut auf die eigene Produk-

tivität, lässt sich durch die postmoderne Zeitenge, welche wegen ihrer beschleunigten Rastlosigkeit viele Zeitgenossen überhaupt daran hindert, ein Buch zur Hand zu nehmen, nicht verunsichern und macht sich schreibend ans Werk, selbst dann, wenn nur eine geringe Aussicht besteht, sich wenigstens »ein paar Kreuzer einzuschreiben« (Georg Christoph Lichtenberg).

Der grundsätzlich vorhandene, ungesicherte Grenzstreifen, welcher zwischen den Gedanken, die aus dem eigenen Geist sprudeln – hoffentlich nicht nur dahinplätschern –, und den bereits durch die Vernunft erkannten und gebastelten Ordnungen der geistigen Welt liegt, lässt sich nicht einfach übersehen. Unsereiner braucht ja nur seinen Kopf zu wenden und über seine Schulter auf die eigenen Bücherwände zu schauen, dann sieht er, woran nicht vorbeizukommen ist. Mit anderen Worten: Was als Gedankenentwurf noch im Kopfe steckt oder in dieser Gedankenfabrik als umherwandernde Ideen zur sprachlichen Entäußerung drängen will, das wird jenseitig desselben von dem bereits Geschriebenen in Frage gestellt. Expertennamen, sogenannte Geistesgrößen, tauchen auf und nehmen Gestalt an. Sie sind es, die einem beim Schreiben gleichsam kritischen Blicks über die Schultern schauen und zuflüstern: »Es ist doch alles längst gesagt worden.« Wie auch immer, man sollte es sich mit diesen Leuten nicht verderben und acht geben, ihnen nicht ins offene Messer zu laufen. Das sind nun keine bloßen Redensarten, zumal man sich selbst mit dem Mittel der Zitanleihe bei den großen Meistern geistig potenzieren muss. Das tun übrigens alle! Tatsächlich ist vieles, was hier bedacht und zur Sprache kommen wird, im Vergangenen bereits gedacht worden. Dieses längst Bedachte, die Artefakte des vom Genie Geschaffenen, und das eigene Gedächtnis bilden auf jeden Fall die Quellgründe des eigenen Denkens und Schreibens.

Noch steht nur nebelhaft vor Augen, was am Ende als Ganzes auf dem Papier erscheinen soll. Soviel ist gewiss: Da man nicht für sich selber schreiben, sondern des eigens Verfasste irgendwie unter die Le-

serinnen und Leser bringen will, möchte man vermeiden, dass der graue Schlafvogel der Langeweile sich auf die eigenen Texte niederlässt. Aber wie findet man zu einer solchen Darstellung, die sich der Aufmerksamkeit, dem Denken und dem Gedächtnis anempfiehlt? Wer freilich einen gewaltigen Palast der Abstraktionen errichten will, weil er sich womöglich scheut, die bunten Möglichkeiten des Lebens einzufangen, der verfällt unwillkürlich dem theoretischen Konstruieren und verfängt sich womöglich im Spinnennetz fadenscheiniger Pseudologik. Denn »Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, Und grün des Lebens goldner Traum«, heißt es in Goethes *Faust*, gesprochen von Mephistopheles, jener Gestalt der Faustsage, welche den ungehemmten sinnlichen Genuss verspricht und sich signifikant als das Verführerische schlechthin auf der Welt bewegt (Goethe, *Faust* 1. Teil).

Ja, weil es in dieser Schrift um den lebendigen handelnden und sprechenden Menschen geht, der mit seinem Dasein im Lichte wie im Dunklen lebt, darf auch dessen lebendige, körpergebundene Sprache nicht gescheut werden. Denn die Sprache kommt aus dem Körper und ist Teil unseres Organismus. Und sie beginnt beim Körper, der seine Bedürfnisse zum Ausdruck bringen will. Daraus sind unzählige Sprachbilder entstanden. Sie stellen eine Verbindung zwischen Körper und Geist her, tragen sozusagen einen bildhaften Vergleich – auch als Metapher bezeichnet – in die logische Sprache hinein, um eine Sache anschaulich zu benennen. Gleichwohl sind deren Zeichen selten eindeutig. Als Sprachbilder sind sie vor allem analogisch zu verstehen. Jenseits der formalisierten, transformierten Sprache zeigen diese sprachlichen Bilder, was in der lebendigen Sprache gedanklich und psychologisch erfasst wird, und sie schaffen ein Analogon zu den Dingen, die bezeichnet werden sollen. Gleichwohl gehen solche Sprachbilder durch Assoziationen und Vorstellungen, die sie evozieren oder suggerieren, hierhin und dorthin. Sie besitzen einen Bedeutungsüberschuss, der seine Vieldeutigkeit erst dann verliert, wenn es gelingt, sie an einen Kontext zu binden und ihnen innerhalb dessen einen eindeutigen Aussagesinn zu verleihen.

So die eigene Position halbwegs abgesichert, wollen wir weit in die bunte Bilderwelt hinauswandern, um den sinnlich erfahrbaren Reichtum solcher Denkbilder einzufangen, der als das Geistig-Bewegende menschlichen Lebens in den Mythen, der Literatur, der Malerei, genauso in den Schriften der Philosophen im Verborgenen liegt. In ihnen können wir Evidenzen natürlicher Wahrheiten finden. Wie auch in folgender Geschichte, die man sich einst in der griechischen Antike erzählte und in der noch heute, wenn man sein Ohr auf Empfang stellt, das schallende Gelächter einer thrakischen Magd zu hören ist. Diese Magd schritt mit einem Tonkrug auf dem Kopfe zum Wasser spendenden Brunnen und wurde dabei Zeuge, wie der Philosoph Thales von Milet (um 600 v. Chr.), den Blick nach oben gerichtet, unfreiwillig in jenen Brunnen hineinstürzte, aus dem sie Wasser schöpfen wollte (vgl. Heidegger 1987, S. 2). Sie geriet über das Ungemach dieses Naturphilosophen in einen Heiterkeitsanfall. Der kluge Mann, der beim Gehen im Schatten der Olivenbäume gedankenverloren womöglich dem himmlischen Rätsel der Sonnenfinsternis auf die Spur kommen wollte, hatte dabei den Blick für das gerade vor ihm Liegende aus den Augen verloren. Er stolperte unversehens in das Brunnenloch hinein und fiel ins kalte Wasser. Bei seinem überraschenden Plumps kam er zu einer unsanften, doch erfahrungsbezogenen Erkenntnis über das Verhältnis von Theorie und praktischer Anschauung der Dinge, die vor seinen Füßen lagen. Für uns hingegen drückt diese komische, Heiterkeit erregende Szene augenblicklich mehr über lebenspraktische Vernunft und emotionale Spontaneität aus, als derartiges eine umständlich verfasste theoretische Abhandlung zu diesen Themen aussagen könnte. Jedenfalls finden wir in solchen oder ähnlichen Geschichten, Erzählungen und Mythen eine Überfülle von aussagekräftigen Bildern und Symbolen, die als Bedeutungsträger menschlicher Sinnproduktion zu begreifen sind. Diese so in Präsenz gebrachten Darstellungen, nicht mehr und nicht weniger fiktive Abbilder der Erfahrungen zwischen Geburt und Tod, sind als erzählte oder niedergeschriebene Parabeln menschlicher Existenz und mensch-



lichen Erlebens zu verstehen. Sie erscheinen in der Sprache als lebensnahe Analogien zum tatsächlichen Leben. Das Erkennen ist zwar auf objektive Begriffe angewiesen. Jedoch jenes sinnlich Dargestellte, das seine Kraft weitgehend aus der metaphorischen Sprache bezieht, wodurch verdichtet Affekte und Leidenschaften, die Passionen des Menschen, bildhaft zum Ausdruck gebracht, transzendente Weltvorstellungen zutage treten oder indirekt zeitlose Fragen nach dem Sinn des Lebens gestellt werden, schafft nicht nur berührende Anschaulichkeiten, sondern bewirkt auch Evidenzerlebnisse und zeigt Möglichkeiten von Sinn und Schicksal auf.

Dennoch, ohne wissenschaftliche Theoriebildung und Erklärungsmodelle finden wir im Wissenschaftlichen keinen Halt. Dort triumphiert die formalisierte Sprache, und das gilt natürlich auch für die Wissenschaften vom Menschen. Bei aller Neigung, Zuflucht zu theoretischen Begriffen zu nehmen, darf nicht übersehen werden, dass zahlreiche Begriffsbildungen der analytischen Psychologie, die sich auf die menschliche Seinsbeschaffenheit beziehen, nicht klar und eindeutig definiert werden können. Die Mannigfaltigkeit des menschlichen Seelenlebens und Verhaltens lässt sich mit abstrakten Begriffen nicht vollständig erfassen. Was nun die analytische Psychologie angeht, zieht sie ihre Erkenntnisse nicht aus konstruktivistischen Vorgehensweisen, die aus hypothetisch formulierten Erklärungselementen entwickelt werden. Sie wendet sich unmittelbar an die gegebenen Phänomene, namentlich an die Sprache und das Verhalten der Menschen. In der Subjekt-Objekt-Struktur entziffert sie durch Beobachtung ihre psychologischen Daten, beschreibt dieselben und zergliedert sie in einzelne Elemente und erfasst sie in Strukturen.

Was mit Hilfe einer solchen Methode beobachtet und wahrgenommen wird, kann folglich zunächst nur diskursiv-logisch und mit reflexiven Kategorien zur Darstellung und Interpretation gebracht werden. Dabei besteht die Schwierigkeit, dass die psychologische Beobachtung nur ein Ganzes, nämlich Verhalten und Sprache, erfassen kann. In die-

sem dargestellten Ganzen verbirgt sich dessen Sinn, der sich durch Interpretation eröffnet. Und es versteht sich, dass die Phänomene, die zur Beobachtung und Interpretation gelangen, nicht stets als etwas gänzlich Neues betrachtet werden, sondern mit Hilfe der Empirie ihre Zuordnungen finden und ihre näheren Bestimmungen empfangen. Gerade die besondere Natur unserer Erfahrung von seelischen Erscheinungen macht es auf diesem Wege möglich, allgemeine Erkenntnisse über die Seinsbeschaffenheit des Menschen zu gewinnen. Die so gewonnenen Daten, welche bei ihrer Beobachtung, wie gesagt, noch als ein komplexes Ganzes erscheinen und bei der Beschreibung zergliedert werden müssen, werden bei diesem Prozess in Begrifflichkeiten gesetzt. Diese wiederum bilden eine entsprechende Terminologie, die bestenfalls in einen Strukturzusammenhang gebracht werden kann, bei dem der Körper, die Sprache, der Geist und die Seele als Verhältnisse von Ursache und Wirkung miteinander verknüpft werden. Wo aber bereits Postulate erhoben und Hypothesen gebildet sowie eine systematische Logik in der Sprache entwickelt worden sind, die auf bereits erworbene Erkenntniszusammenhänge verweisen, können die Zeichen der Sprache bei ihrem Gebrauch nicht mehr beliebig benutzt werden. Sie sind mit ihrem festgelegten Sinn verknüpft, der in das Begreifen gebracht werden soll. Diese gesetzten Zeichen bilden ein konventionelles System von logischen Prinzipien und abstrakten Bezügen. Ihre Bezeichnungssysteme sind also als künstliche Kreationen zu verstehen, die nutzbares Wissen anschlussfähig machen sollen. Dieses Wissen wird begrifflich, wenn es in den Kontext bereits konditionierter Denksysteme gesetzt werden kann (vgl. Dilthey 1990, Bd. V, S. 168ff; Luhmann 2000, S. 133).

Solche theoriebezogenen Metasprachen, als notwendige Hilfsmittel in den Dienst des wissenschaftlichen Denkens und der Interpretation gestellt, sind mit ihren künstlichen Begriffen an das logische, spekulative und dialektische Denken gebunden. Sie suchen nach der Klarheit des Ausdrucks, indem ihre metasprachlichen Begriffe als Zeichen der Zeichen die Einheit von Lautbild und Sinn eindeutig herbeiführen sol-

len. Insofern sind ihre Begriffe der Schlüssel zum Verstehen, als diese interpretativ zusammenheften, was sich im Denken lichtet und mit Hilfe des Begriffs zur eindeutigen Klarheit bringen lässt. Als mehr oder weniger geschlossene, logozentrierte Sprachsysteme, deren Begriffe beispielsweise keine individuellen Seelenzustände bezeichnen können, bilden sie jeweils ein grammatikalisches und strukturiertes Gegenspiel zur lebendigen sinnlichen Symbolsprache. Diese lebendige Sprache aber, die der Mensch spricht, ist als ein soziales Produkt zu verstehen, die in der Seele der Sprechenden Masse geborgen liegt. Sie ermöglicht, die eigene Selbstgegenwart den Anderen gegenüber ins Sagen und Meinen zu bringen.

Allein die ausdrückende Sprache, aus dem Körper kommend, befähigt den Menschen, als dasjenige Lebewesen auf dieser Erde in Erscheinung zu treten, das ihn als Menschen ausmacht und womit er sich vorrangig von anderen Geschöpfen unterscheidet. »Gewaltig ist das Schweigen im Stein«, sagt der Dichter Georg Trakl. Ebenso beim Tier wie bei der Pflanze suchen wir vergeblich nach Ausdrucksformen des Meinens. Der Mensch aber spricht die Sprache, um sein Meinen zu besagen. Wo ihm das Wort fehlt, da ist auch kein Ding. Erst durch die Zeichenstiftung und die Anzeige des Wortes mit dessen anhaftenden Bedeutungen und dessen hinzeigendem Charakter entsteht aus dem Seinsvorhandenen ein Sein, überhaupt das innerweltlich »Zuhandene«, in welchem das Zeug steckt, um sich die Umwelt umgänglich zu machen und über die eigene Räumlichkeit hinaus denken zu können (vgl. Heidegger 1977, S. 76ff, 1997, S. 11f, S. 220f).

In der Sprache liegt also die Möglichkeit dessen, was der Mensch zum Ausdruck und zupackend zum Besorgen bringen will. Mit seinem schöpferischen Geist hat er eine unvorstellbare Fülle von Symbolen, Bildern und Mythen geschaffen und so die Sprache energetisch in verlautende Bewegung gebracht. Der Mensch ist nicht nur der Welt anheim gegeben. Er kann sich selbst zum Bewusstsein und zur Sprache bringen. Er weiß, dass er in die Welt ausgeworfen worden ist, in ihr wächst,

blüht und vertrocknet. Hier träumt er seine größten Taten, fühlt sich wie ein Bettler, wenn er nachdenkt, und wenn die Begeisterung hin ist, wie ein unglückliches Kind, das sich traurig betrachtet und nach Trost sucht (vgl. Hölderlin: Hyperion).

Was aber mit dem Vermögen der Stimme verlautend aus uns heraus spricht, egal, ob es herausgefordert worden ist oder dem eigenen Mitteilungsbedürfnis folgt, ist innerlich erzeugt worden. Es verlässt beseelt – verstanden als ein Attribut für das unsichtbar Lebendige – den inneren Raum des Körpers und tritt in die Welt ein. Das Gesprochene zeitigt sich im Augenblick des Gegenwärtigen als eine Selbstverlautbarung, die im Moment des Sprechens entschwindet und dem äußeren sozialen Raum übergeben wird. Erst einmal so verräumlicht, können die gesprochenen Worte nicht mehr als das persönliche Eigentum des Sprechers angesehen werden, über die er frei verfügen kann, wenngleich er für seine Worte durchaus verantwortlich ist oder gemacht wird. Sie sind ihm in gewisser Weise entwendet, zumindest von ihm zur Verfügung gestellt worden, und sie müssen sich der Interpretation dessen aussetzen, der sie sich angeeignet hat (vgl. Derrida 1976, S. 271, 2003, S. 105f).

So gesehen ist der Rat, die eigene Zunge zu hüten, nicht gänzlich unbegründet, weil damit gerechnet werden muss, dass andere auf unsere sprachlichen Entgleisungen geradezu warten. Stellen wir uns einmal vor, da hat einer seine Selbstkontrolle verloren und seine Selbstgegenwart unter anderen Menschen vergessen. Er plaudert unbesonnen drauf los. Sobald er die versteinerten Mienen seiner Zuhörenden erblickt, erschrickt er und möchte auf der Stelle seine Worte wieder in seinen inneren Raum zurückholen. Das geht leider nicht. Nun möchte er sich am liebsten in Luft auflösen, was nichts anderes bedeutet, als in die Nicht-Gegenwart verschwinden zu wollen. Das funktioniert ebenso wenig. Was könnte er tun? Entweder er geht mit Schweigen darüber hinweg oder sucht nach einer listigen Ausflucht. Immerhin besteht ja die Möglichkeit, sprachlich herbeigeführte Wirklichkeiten mittels relativierender Worte zu mildern oder zu behaupten, man habe gerade

einen Black-out gehabt. Egal, was einmal über die Lippen gekommen und in die Unverborgenheit des äußeren Bezirks eingetreten ist, wird anredend in den Umlauf gesetzt und mit seinem Sinngehalt verfügbar gemacht.

Mit Hilfe des sprachlichen Symbols wird etwas benannt und zugleich auf dieses Benannte gezeigt oder hingewiesen, damit es in seiner Bedeutung erhellt oder offenständig werden kann. Zudem wird die Ansprechbedeutung zusätzlich von der Ausdrucksseite, welche durch Intentionen, Empfindungen oder Affektstimmungen des Sprechers beim Sprechen intoniert werden, bestimmt sowie durch Mimik und Gestik angereichert. Gleichwohl gilt zu bedenken: Die Sprache dient nicht nur der Verständigung. Das weiß an sich jeder, der scheinheilig lügt, schwört, schmeichelt, droht oder andere übertölpeln will. Gerade weil das sprachliche Symbol verschiedene Möglichkeiten der Bedeutung in sich involviert, bietet es nicht nur dar. Es hüllt ebenso ein oder verbirgt, was man noch nicht sagen oder eigentlich gar nicht sagen will. Die Eigenheit der Sprache besteht also gleichfalls darin, dass sie unter dem Schleier des Ausdrucks das nicht Gesprochene verwahrt und zugleich indirekt darauf zeigt, was rätselhaft im Verborgenen bleiben soll. Dieses Nicht-Gesagte schwingt stets im Gesagten mit, oft gerade bei der Beteuerung. Je auffälliger einer seine Unschuld und sein Wahrsprechen beteuert, desto mehr redet er gegen sich selbst und macht sich verdächtig, täuschen zu wollen. Aus solchen oder ähnlichen Erkenntnissen entstehen lustvoll oder sadistisch gehandhabte Erkenntnisleidenschaften derjenigen, die sich dem verborgenen oder dem tieferen Sinn der Zeichen widmen: Das sind nicht nur die Hermeneutiker, Theologen oder Therapeuten, sondern desgleichen die Polizei, die Staatssicherheit, die Journalisten oder die Politiker. Im Grunde genommen tut es jeder, der verhört, unterstellt und interpretiert, also gern aufdeckt, verdächtigt, beschuldigt oder bezichtigt, nämlich einem anderen etwas in den Mund legen möchte, was dieser gar nicht sagen wollte. Dass dabei Fehlinterpretationen nicht auszuschließen sind, versteht sich geradezu von selbst.

Das alles weiß der Mensch. Deshalb berechnet er mit List, wie er die Sprache zu Gunsten seines eigenen Vorteils strategisch nutzen kann, gebunden an Subjektivismus und Intentionen. Und als Manipulant seiner selbst redet er oft »indirekt und schief«, damit man ihm nicht auf die Schliche kommt. Gerade in solchen Reden zeigt sich die Ironie des Paradoxen: Wir enthüllen uns häufig, weil wir mit der Kraft des Denkens unserer Meinen im Sagen verdecken wollen. Mit Worten beteuern wir etwa unsere Unschuld und müssen dabei grinsen, werden rot bis über die Ohren oder verhaspeln uns derart in Widersprüchen, dass uns am Ende niemand mehr glaubt. Ja, wir reden uns manchmal um Kopf und Kragen. In gewisser Weise zeigt sich daran das orphische Schicksal der Ausweglosigkeit (Eco 2003, S. 167): Wer lügen will, muss sprechen, und wer spricht, der verrät sich. Deshalb verweigern ganz Eingekreiste die Aussage. Sie schweigen – und machen sich wiederum durch ihr Schweigen verdächtig. Oder es werden »Terme« in den Sätzen verwendet. Gemeint sind damit Ausdrücke oder Formulierungen, die eine relative Beliebigkeit besitzen, so dass sie je nach Belieben für null und nichtig erklärt werden können. Das ist möglich, weil Terme in sich selbst Variablen enthalten, die man, wenn es opportun erscheint, in eine bestimmte Konstante überführen kann. Ein Beispiel dazu: Leicht ironisch und wie aus heiterem Himmel fragte eine Studentin während eines Seminars den Professor, ob es denn überhaupt noch etwas nach Freud gebe. Er gewärtigte in dieser Frage eine provozierende Unterstellung, die für ihn besagte, er sei wohl ein Rückständiger und mit seinen Theorien nicht weit über Freud hinausgekommen. Leicht verärgert und wenig elegant fragte er zurück, ob sie denn der Meinung sei, er sei, was die Psychoanalyse angehe, bei Freud stehengeblieben. Ohne mit den Wimpern zu zucken, verneinte sie empört, tat völlig unschuldig und gab zurück, es sei doch allerhand, dass man nicht einmal eine harmlose Frage stellen könne. Sie sei gänzlich missverstanden worden. Hinsichtlich dieser Harmlosigkeit wurde sie gleich von anderen unterstützt. Der Professor stand ziemlich dumm da und musste sich zudem noch sagen lassen, dass er vielleicht

ein wenig empfindlich sei. Wie gesagt, man kann mit Hilfe der Terme immer behaupten: Aber das ist es nicht, was ich zunächst sagen wollte. Mit solchen oder ähnlichen Nullsätzen, die offen halten, welches Das und welches Es gemeint sind, wird dem Gesagten eine innere Nichtigkeit oder Andersartigkeit unterstellt. Solche Sätze widerlegen sich selbst (vgl. de Saussure 2003, S. 158, S. 394).

Eben weil die menschliche Rede stets etwas Verborgenes und Verdrehtes in sich trägt, das sich nur indirekt zum Ausdruck bringt, oder, wie es Martin Heidegger sagt, dass unser Reden »lichtend-verbergend-freigebend« sei (1997, S. 214), hat sich der Mensch im Laufe der Zeit viele semiotische Methoden zugelegt, mit denen er versucht, die Rede des anderen zu entschlüsseln. Denn Intentionen und Gedanken kann man nur von außen wahrnehmen, hauptsächlich über die Sprache. Wir nehmen sinnlich wahr und fragen: Was hat die Stimme gesagt? Es ist aber so: Noch vor der Artikulation und vor der hörbaren Stimme wird im Körper der Sinn der Worte bereits zurechtgelegt und vorgedeutet. Insofern birgt das Gehörte ein vielfältiges Gemisch und damit mehrere Möglichkeiten von Sinn.

Zu Recht weist Wittgenstein darauf hin, dass beim herausfordernden »Sprachspiel«, wenn also das Sprechen herausgefordert wird, Fragen und Begründungswünsche irgendwo ein Ende haben müssen. Unser Fehler sei, schreibt Ludwig Wittgenstein in den *Philosophischen Untersuchungen*, »dort nach Erklärungen zu suchen, wo wir die Tatsachen als ›Urphänomene‹ sehen sollten«, nämlich als das Primäre und als gewisse Seelenzustände, welche einem ganz privaten Plan folgen (Wittgenstein 1960, S. 478). Er warnt also vor dem Zuviel des Guten, vor hemmenden Übertreibungen bei den Interpretationen, die beispielsweise in der irrigen Auffassung gründen, alles Gesagte sei unwesentlich, weil die Wesentlichkeit unserer Rede im Symbolischen verborgen liege. Jedenfalls sollte man Wörtern und Sätzen einen gewissen Spielraum zugestehen und nicht rücksichtslos gegen das geheime Leben der Seele vorgehen. Da war übrigens der französische Psychoanalytiker Jacques

Lacan gänzlich anderer Meinung. Er erwartete von seinen Analysanden ein »wahrhaftes«, »authentisches« oder »volles Sprechen« und brach, als Setzung eines interpunktierenden Zeichens, die analytische Sitzung einfach ab, sofern er meinte, sein analytischer Gesprächspartner rede nur in Belanglosigkeiten daher und komme vom Hölzchen aufs Stöckchen (vgl. Langlitz 2005, S. 137ff).

Offenbar ist es nicht ganz egal, wie man es nimmt! Das Vorhandensein der Dinge in der Welt, die unser Leben und das Leben um uns herum bedingen und denen wir uns zukehren müssen, zwingt uns dazu, sich dieses Bedingende zuhanden zu machen, damit es uns nicht unerklärlich im Wege steht. Will man also mit den Dingen, die angehen, zurande kommen, muss über ihre äußere Anschaulichkeit hinausgegangen und ebenso nach ihren Wesen wie ihren Gründen geforscht werden. Sobald sich also ein Ding in Anwesenheit gebracht hat und vor uns als Gegenstand erscheint, zeigt es sich zunächst nur im Gefüge seiner Verhüllung. Die Merkmale seines Wesens verbergen sich unter dieser äußeren Erscheinung. Folglich muss man sich bemühen, sein Wesen in Raum und Zeit zu erkennen. Man wird nach dessen Zusammensetzungen, Wirkungen und Zweckbestimmungen fragen. Dazu beziehen wir uns auf unsere Erfahrungen und benutzen die Logik, das sachgerechte, vernünftige Denken (vgl. Heidegger 1997, S. 146ff).

Indem wir den Dingen einen Sinn zuschreiben und sie mit Bedeutungen belegen, verwandeln wir sie kraft der Worte ins geistig Abstrakte und bilden für sie Theorien. Auf diese Weise werden sie sowohl gestaltförmig wie auch zerlegt ins Denken gebracht und schließlich in eine kanonische Form gestellt, welche es notwendig macht, die Arbeit an der Interpretation erneut aufzunehmen. Das hängt damit zusammen, dass die Logik, die wir zu Wahrheitsoperationen benutzen, keine Urzeichen kennt, sondern nur »Schemata« (Wittgenstein 2001, S. 134ff). Es genügt jedoch keineswegs, wenn ein Dinghaftes an sich als wesenbezogene Tatsache anerkannt wird. Die Dinge stehen untereinander in Beziehungen, und wir selbst nehmen zu ihnen Beziehungen auf. Daraus entwickeln



wir unser eigenes Verhältnis zu ihnen – und darin geborgen liegt letzten Endes der Grund zum Denken wie zum Schreiben. Die Dinge, so einmal ins Denken geraten, wie auch das Grammatikalische sind unbezwingbar. Sie fordern immer erneut zur Interpretation heraus. Denn es ist kennzeichnend für das Wort, dass es eine unmittelbare Wirkung ausübt und sogleich weitere Assoziationen und Vorstellungen hervorruft. Das Denken zum Zeichen der Sprache scheint absolut unendlich zu sein. Es ist ein lebendiges Geschehen; denn wo Absichten, Wachstums- und Anpassungsvorgänge im Spiel sind, überhaupt Fragen der menschlichen Alltäglichkeit, illustrieren sich die Dinge, entstehen Ideen und Zeichen (vgl. Heidegger 1997, S. 146ff; de Saussure 2003, S. 408).

Zweifellos, der akademische Brauch verlangt es, dass bei einem wissenschaftlichen Werk bereits im Einleitenden anzukündigen ist, von welchen Positionen aus bestimmte Erfahrungen mittels theoretischer Konstruktionen zusammengefasst und rationale Kategorien gebildet werden. Wenn aber einer, wie hier zumindest in Aussicht gestellt wird, auf derartige Ausholungen zwar nicht verzichten kann, aber solche nur maßvoll in den Gebrauch setzen will, weil er seine Leser und Leserinnen nicht in die geistige Ohnmacht versetzen möchte, dann könnten Beschränkungen dieser Art beim Leser gleich den peinlichen Verdacht hervorrufen, da bringe einer hellen Blödsinn zu Papier, bereite mit großem sprachlichen Aufwand seinen nächsten Irrtum vor oder lasse alles reflexartig in die persönliche Subjektivität fallen. Das Letztere ist zumindest insofern eingeschränkt richtig, als psychologische Beratung gerade das Subjektive aufsucht. Derartige Beratungsformen werfen ihren Blick auf das Rätsel der Immanenz, nämlich auf jene Dinge des Lebens, die zwar im Bereich lebensbezogener Erfahrungen liegen, aber allein nach ihren eigenen Gesetzen existieren, ganz gleich, wie wir uns dieselben erklären. Das gilt insgesamt für die Natur des Menschen. Seit jeher unternimmt der Mensch sich selbst zu erforschen und bleibt dennoch dabei auswärts seiner Umhüllung stehen. Allenfalls kann er sich auf die Schliche kommen, jedoch niemals in sich hineinkommen.

Der Mensch lebt normalerweise in inniger Vertrautheit zu sich selbst, seiner Subjektivität, freilich ohne sich genau zu kennen. Er kann sich selbst sehen, riechen, schmecken, fühlen und hören. Gerade beim Sprechen hört er sich nicht nur selbst, sondern glaubt auch, sich zu verstehen, wenngleich manche mitunter behaupten, sich selbst nicht mehr zu verstehen. Auf jeden Fall ist Sprechen ein transparenter Akt der Geistigkeit, bei dem eine Beseelung dessen geschieht, was mittels der Sprache in den Selbsta Ausdruck gebracht wird. Allerdings reduzieren manche ihr Sprechen auf das Notwendigste. Sie haben schlechte Erfahrungen gemacht. Das Sprechen ist ihnen frühzeitig zersetzt worden. Sie mussten erleben, dass sprachliche Veräußerungen gefährlich sein und unheilvolle Wirkungen verursachen können. Infolgedessen verweigern sie das überflüssige Sprechen und verhindern so den Diebstahl ihrer Worte. Stattdessen führen sie innere Monologe. Ihr Sprechen soll den inneren Raum des Körpers nicht verlassen. Es wird nur an der inneren Oberfläche desselben hörbar und hallt in den Körper wieder zurück. So nicht enteignet, bleibt es Ausdruck einer geistig-affektiven Selbstbeziehung und zeigt sich nach außen als sozialer Autismus. Es muss sich dem Wiederhall des Zurückgesprochenen nicht mehr aussetzen.

Sprache, verstanden als Form und Inhalt, bezieht sich immer auf eine historisch gewachsene Gemeinschaft. Sie ist ein niedergelegter Schatz, der jedem Individuum, das einer Sprachgemeinschaft angehört, mehr oder weniger zur Verfügung steht. Dieses aus dem menschlichen Verlauten entstandene Zeichensystem ist als eine kollektive geschichtliche Leistung einer kulturellen Gemeinschaft anzusehen, die es als ihr geistiges Eigentum ansieht. Als kollektives Erbe und soziales Produkt stiftet die Sprache kulturelle Identität, nämlich über das Erlebnis des Zusammengehörens im Ereignis des Sprechens. Ein Volk spiegelt sich sozusagen im System seiner lebenden Sprache. Es gebietet über die gesprochene Sprache. In ihr versammelt und vereint sich ein Volk im Sprechen und erzeugt Identität. Gleichwohl verändert die Sprache sich ständig. Man kann sie nicht festschreiben und als autonome Größe lässt sie sich we-

der gerne korrigieren, noch modifizieren, wengleich solches versucht wird. Sie folgt unzähligen Regeln, kennt aber wenige ohne Ausnahme. Und sie verfügt über einen Eigenwillen, geht scheinbar, wohin sie will. Man muss ihr folgen, kann sie aber auch durch den Sprachgebrauch beeinflussen und formen. Worte sterben aus, sobald sie ihre Bedeutungs-existenz im Zusammenhang einer Sprachgemeinschaft verloren haben. Wenn Ideen und Lebensformen sich auflösen und durch neue ersetzt werden, wie das gerade bei Zeitkehren wie der »Globalisierung« und der »Telekommunikation« der Fall ist, dann werden auch Begriffe aus-gewechselt. In der Folge verändern sich der Sprachgebrauch und damit das Denken und die Sprache. Ein Verfall der Sprache, wie er beispiels-weise bei der Handysprache zu beobachten und auch in anderen Lebens-bereichen festzustellen ist, geht stets mit einem schleichenden Prozess gesellschaftlicher und kultureller Veränderungen einher. Das müsse, be-hauptet Derrida, als ein Symptom für gesellschaftlichen und politischen Verfall gedeutet werden. Wie auch immer, jedenfalls wird die deutsche Sprache vermehrt verstümmelt gesprochen und überdies, was weder zu überlesen noch zu überhören ist, von sich ausbreitenden Anglizismen zerfurcht. Wer freilich seine Sprache nicht mehr sprechen will oder sie nicht korrekt richtig sprechen kann, der hat Schwierigkeiten, seine kulturelle Identität zu bezeugen und für dieselbe mittels der Stimme, mit der die Sprache spricht, ein Zeugnis abzulegen (vgl. Derrida 1983, S. 287ff; de Saussure 1997, S. 507ff).

Das Zeichensystem der Sprache hat sich fortschreitend aus dem ersten Verlauten und Artikulieren der Menschen entwickelt und dazu geführt, dass sie sich als Teilhaber an einer kommunikativen Sprachgemein-schaft untereinander verstehen und verständigen können. Gleichwohl gibt es kein Ideal einer Sprachgemeinschaft, getragen von selbstgewissen, aufgeklärten Subjekten, wie es auch keinen purifizierten Marktplatz zu Athen gegeben hatte, wo Menschen sich »in einer leidenschaftslosen Idee gemeinsamen Vorteils vereinen« und wo »alle zusammen Gerech-tigkeit wollen« (Vico 1744/2000, S. 396). So ideal jedenfalls hatte sich

Giambattista Vico die Zustände im Athen der Antike vorgestellt. Er hatte womöglich bei dem Historiker Thukydides gelesen, dass der Staatsmann Perikles gesagt habe, die ganze Stadt Athen sei die Schule von Hellas. Schön, und man möchte gern beiden glauben, wenn man nicht tagtäglich eines Besseren belehrt würde. Die standardisierte Sprache des Kollektivs wird gerade dazu benutzt, die Interessen des Einzelnen zu manipulieren und dessen Eigenheiten zu negieren (vgl. Horkheimer/Adorno 1969, S. 19) oder die gesellschaftlichen Gegebenheiten euphemistisch zu verklären. Das Individuelle aber, welches eben nicht mit dem Normalen und Vernünftigen übereinstimmen mag, existiert nur in dem Inneren des Menschen und zeigt sich in dem Charakteristischen der Sprache. Von dorthier spricht diese Sprache mit der Kraft ihres eigenen Ausdrucks, ihrer Formgebung und ihren Wendungen, um das Gesagte signifikant anschaulich zu machen, gleichwohl nicht nur getragen von Wahrheitsliebe und Aufgeklärtheit. Jenes innere Dasein freilich ist voller Farbe und Gegensätze. In ihm lebt eine Geschichte der Liebe, der Begehren, der Angst, der Schmerzen, des Neids, der Zerstörungen, des Gewissens, ebenso der Hoffnungen, Überzeugungen wie der Transzendenz.

Vor den zahllosen Schwierigkeiten, die sich beim Denken zunehmend anhäufen, möchte man gerne zurückweichen. Geht man nun trotzdem die Sache an, bleibt nichts anderes übrig, als mit viel Geduld, gleich wie ein Pilger auf einer langen Reise durch unbekannte Länder, sich suchend wie fragend auf die Subjektivitätsformen des menschlichen Lebens einzulassen. Wir haben nicht die Möglichkeit, wie einst Sokrates, der unter den Athenern, wird gesagt, herumliefe und fragend nach der Wahrheit suchte. Geduldig müssen wir auf anderen Wegen Auskünfte darüber einholen, wie der Mensch, den wir beraten wollen, von seiner Natur her und seinem Wesen nach beschaffen sei. Bevor wir uns mit der Beratung selbst beschäftigen, wollen wir dieser Frage nachgehen, gleichwohl zu ihr bereits Vieles gedacht und geschrieben worden ist, ebensoviel Wahres wie Falsches. Das Problem besteht eben darin, dass

Körper und Seele nicht voneinander getrennt existieren. Sie bilden miteinander eine unentwirrbare Einheit. So sind wir ein Ort der Kontingenz, den wir zeitweilig, neben uns stehend, betrachten, wohlwollend, gleichgültig oder missbilligend. Und flüchtig ist die Seele. Sie zeigt und verbirgt sich, setzt Masken auf und nimmt Erscheinungsformen an, vor denen wir manchmal erschrecken.

# Die Frage nach der Seinsart des Menschen

## Das Geheimnis des Lebens

Es gibt eben doch Orte, an denen man gelegentlich mehr erfährt als aus dem Studium der Bücher; manchmal kommt das Erhellende sogar aus naivem Kindermund: Eine Schulklasse achtjähriger Kinder besichtigte im Beisein ihrer Lehrerin ein altes Schlossgebäude. Dort, in einem der Räume, trafen sie auf eine Büste des letzten deutschen Kaisers. Ein Mädchen fragte: »Lebt der Kaiser noch?« Die Museumsführerin, nicht die beste, zumindest, was ihren Umgang mit Kindern angeht, antwortete spöttisch lächelnd, der Kaiser sei natürlich schon lange tot und alle seien froh, dass es ihn nicht mehr gebe. Das Mädchen indes ließ sich nicht irritieren und stellte bedauernd fest: »Schade, ich würde ihn gern einmal kennenlernen.« Und nach kurzer Pause fügte es fragend hinzu: »Warum werden Menschen geboren, wenn sie dann sterben müssen?« Dieses Mädchen dachte sehr tief. Es fragte nach dem Sinn unseres Weltaufenthalts und zugleich nach dem, was den Menschen am meisten angeht: dem Schicksalsrätsel des Todes. Eine Antwort blieb ihm, zumindest an diesem Ort, versagt. Gleichwohl kam es zu der erschreckenden Erkenntnis: Der Mensch lebt, um zu sterben.

Das fragende Mädchen stieß auf eine eingeschliffene, womöglich berufsbedingte Abwehrhaltung jener Museumsführerin, die sich auf kein angemessenes Sprachspiel mit einem achtjährigen Kind einlassen konnte. Ihre arrogante Haltung drückte aus: Für Dummheit bin ich nicht zuständig. Allein deswegen gelang ihr nicht der Sprung ins einführende Denken, um dem Mädchen eine einfühlsame Antwort geben zu können. Das Mädchen hingegen brachte seine Betroffenheit zur Sprache. Es verlor nicht die Fassung, sondern fragte in der Pracht des Schlichten unvoreingenommen nach der »Wirklichkeit des Wirklichen« (Heidegger 1997, S. 5). Wir entziehen uns selbst gern dieser Wirklichkeit, und dennoch ziehen die Wirklichkeiten, welche unser Dasein in der Welt